

Ercheint täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 50 P., 1/2 Jahr 1.50 M.
jährlich 1.50 M. Durch
die Post bezogen 1.65 M.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage) durch
den Post nicht bezugsbar. Folgt
monatlich 50 P., 1/2 jährlich 1.50 M.

Die Neue Welt

Offizielles sozialdemokratisches Organ
für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Bölsbergasse.

Telegramm-Adresse: Volksblatt Halle/Saale.

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 199.

Dienstag den 27. August 1895.

6. Jahrg.

Der Schnapsteufel.

Bekanntlich giebt es nicht nur in Amerika Temperenzler; auch auch Deutschland hat solche. Es besteht ein über ganz Deutschland verbreiteter Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, dessen Mitglieder sich berufen glauben, das deutsche Volk vor dem „Schnapsteufel“ zu bewahren und überhaupt vom „übermäßigen Trinken“ zu kurieren. Es sind wohlgenährte goldbebrüllte Bourgeois, feste schimmelige Pfaffen und fromme alte Jungfern da beikommen. Die letzteren trinken wohl nichts oder wenig; die ersten aber haben so ziemlich alle ihre wohlthellenden Weinkeller. Bei roten Wassmannshäuser und bei goldgrünem Vordesbeutel philosophiert sich herrlich und behaglich über den Alkoholisismus, vor dem das deutsche Volk gerettet werden muß, und der arme Teufel, der sich um einen Schluß Schnaps erwarnt — lei es nun zu oft oder nicht — erscheint jenen mit edlem Wein reichlich verhehenen Herrn als ein verwerfliches Geschöpf! Jawohl, die „latte Jugend“ hat es leicht, sich auf einen „erbarmenden“ Standpunkt zu stellen!

Wenn diese Herren bloß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke predigen würden, so könnte man sie ruhig gelassen lassen und wir sind die letzten, die irgend jemand die Hebefreiheit einschränken wollen. Allein die Herren lassen es bei Mahnungen und Zureden nicht bewenden. Immer wieder lassen sie in der Presse den Vorwurf auftauchen, daß man „Gewohnheitstrinker“ entmündigen und in sogenannten Trinker-Asylen unterbringen möge. In der That haben sie erreicht, daß die Juristen, die den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs ausgearbeitet haben, dem deutschen Temperenzlerum entgegen gekommen sind. Der Perfidie weisheit mußte das Temperenzlerum von vornherein sympathisch erscheinen. Zum Glück hat der Reichstag auch noch ein Wort mitzusprechen in dieser Sache.

Was ist ein „Gewohnheitstrinker“? Auf alle Fälle einer der dehnbarsten Begriffe der Weltgeschichte. Man kann darüber die aller verschiedensten Ansichten haben. Wenn eine Behörde entscheiden soll, ob jemand ein Gewohnheitstrinker ist oder nicht, so kommt es vor allen Dingen darauf an, ob der Vertreter dieser Behörde ein Minimalpolist ist, oder ob er selber gerne einen hinter die Binde gießt. Im ersteren Falle läuft ein mäßiger Mensch, welcher jurem ein Glas Bier oder einen Schoppen Wein oder gar ein Gläschen Schnaps sich erlaubt, Gefahr, als „Gewohnheitstrinker“ entmündigt zu werden; im anderen Falle kann der wirkliche Säuffer auf milde Beurteilung rechnen und durchschlüpfen.

Nachdem in der letzten Zeit so eigentümliche Mitteilungen über die Zustände in den Trinkerhäusern in die Öffentlichkeit gedrungen sind, daß sich in ganz Deutschland der laute, ja überlaute Ruf nach Reformen in bezug auf die Behandlung der Trinker erhob — gerade in diesem Moment sollte man vorsichtig sein mit Forderungen wie die, daß die „Trinker“ in Asylen untergebracht werden können. Diese „Asyle“ sind doch auch nur eine Art von Irrenanstalten.

In der bürgerlichen Gesellschaft besteht ohnehin eine Gefahr, die nicht zu übersehen ist, und die durch solche „Asyle“

eminenter vergrößert werden könnte. In hundert und aberhundert Fällen ist es schon vorgekommen, daß ein geistig normal veranlagter Mensch von Verwandten oder „guten Freunden“ um sein Vermögen benüchelt worden und den Behörden als wahnsinnig denunziert worden ist. Dann haben Trinkerärzte zu entscheiden; diese können sich täuschen; der Denunzierte wird in ein Irrenhaus gebracht und entmündigt, und die „jürrlichen Verwandten“ oder „guten Freunde“ bemächtigen sich seines Vermögens, worauf es von vornherein abgesehen war. Erst in diesen Tagen wurde wieder in den Berliner Blättern über einen Fall Aufklärung verlangt, bei dem man solches vermutet.

Haben wir erst Trinkerasyle, dann wird niemand, der gerne „einen nimmt“, sicher sein vor den Nachstellungen seiner persönlichen Feinde oder seiner „guten Freunde“, die nach seinem Vermögen trachten. Man denunziert ihn als „Gewohnheitstrinker“; die Behörde läßt sich überzeugen, daß er einer ist, und der Mann wird entmündigt und kann im Irrenrahl über die bürgerliche Freiheit nachdenken. Wir haben in Deutschland an „Freiheit“ wahrlich nicht mehr viel zu verlieren und darum muß die Moratorie der Temperenzler, das deutsche Volk mit „Trinkerasyle“ zu beglücken, als gemeingefährlich bekämpft werden.

Wir leugnen gewiß nicht den Schaden und das Unheil, das aus dem „Alkoholisismus“ entsteht, aber warum zahlt man den preußischen Junkern, die den elenden Kartoffelweizen brennen, dafür auch noch „Liebesgaben“ und „Ausfuhrprämien“?

Es giebt nur einen Weg, den „Alkoholisismus“ wirksam zu bekämpfen, und das ist die Erhöhung der Lebenshaltung des Volkes, mit anderen Worten: Die Erhöhung des Volkseinkommens. Der Mensch, dessen Mittel genügen, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen, wird nur in seltenen Fällen dem Alkoholisismus sich ergeben; er wird nicht aus Verzweiflung sich mit schlechtem Fusel begnügen, sondern er wird, genau so wie viele Herren Temperenzler selbst, sich gute Getränke verschaffen.

Da stehen wir wieder vor dem großen Problem unserer Zeit!

Die bürgerliche Gesellschaft benutzt den Menschen erst aus und treibt ihn damit dem „Schnapsteufel“ in die Arme; das Unternehmertum zieht erst einen Profit aus der Sache, und dann soll der „Gewohnheitstrinker“, der beste Konsument der Schnapsbrenner, entmündigt und eingesperrt werden! Welcher Triumph der bürgerlichen Moral!

Tagessgeschichte.

Die Hoffnungen der Bimetallisten, welche sich an den Eintritt des neuen konterbairten Regiments in England knüpfen, haben durch eine Erklärung des englischen Schatzlorders Balfour einen argen Stoß erlitten. Gerade auf ihn als erklärten Anhänger des Bimetallismus hatten sie stark gerechnet und ihre Hoffnungen wuchsen noch, als die Kunde kam, daß auch die englischen Bimetallisten die Forderung erhoben, eine Währungsconferenz einzuberufen. Da stürzt

sie Balfour plötzlich aus allen Himmeln, indem er erklärt: „Ich bin und war stets für ein internationales Uebereinkommen, betreffend die stabilste Basis der internationalen Umlaufmittel, habe aber kein Recht, meine Kollegen in dieser Beziehung zu verpflichten; ich habe keinen Grund zu glauben, daß gegenwärtig eine internationale Konferenz zu einem internationalen Einvernehmen führen würde.“ Die weniger heißhörnigen unter den deutschen Bimetallisten haben selbst stets geglaubt müssen, daß ohne England ein Vorgehen in der Währungsfrage eine unerantwortliche Thorheit sein würde. Auch die deutsche Reichsregierung hat bei ihrem Nachgeben gegen das agrarische bimetalistische Drängen die Beteiligung Englands als Voraussetzung genommen und sie wird sich nun, wenn sie schlaft ist, schließe sich aus der Schuldlinie ziehen, wozu die Balfour'sche Erklärung die beste Veranlassung bietet. Sie würde sich damit ein sicher voraussehendes Fiasko eriparen.

Schneefest und Pädagogik. Aus Meinungen wird gemeldet, daß auch in diesem Jahre die höheren Lehranstalten, das Gymnasium und Realgymnasium, es abgelehnt haben, sich an der öffentlichen Feier des Sedanfestes zu beteiligen, und zwar aus pädagogischen Gründen. — Bravo!

Wie reimt sich das zusammen? Der „Patriotismus“ entzweit selbst die Hirten und Oberhirten der „einen und einzigen heiligen alleinseligmachenden Kirche“. In Frankreich rufen sie Gottes Segen auf die Neuanthopolist herab. In Deutschland muten sie der Gottheit etwas anderes zu. Sehr charakteristisch ist folgende Mitteilung aus Fulda: Die hier abgehaltene Bischofsconferenz hat am 20. d. folgenden Beschluß gefaßt: „Zur Erinnerung an die göttliche Frögnung, die in glorreichen Ereignissen vor 25 Jahren gnädig über unserm Vaterlande gewaltet hat, verordnen wir, daß am 1. September d. J. in allen Kirchen unserer Diözesen mit dem Hauptgottesdienste ein feierliches Tebeum unter Einläutung am Vorabend verbunden werde.“

Welche Klerlei dient nun der Gottheit am besten, die patriotisch-deutsche, oder die patriotisch-französische?

In Frankreich wettren die Feiuten gegen das aus dem Kriege von 1870/71 entsprungene „protestantische deutsche Kaiserium“. Und in Deutschland? Da gerieren sie und ihre Verteidiger sich als die „sichersten Stützen“ dieses Kaiseriums. Freilich, es giebt nichts, was so anpaßungsfähig ist, als die Theologie.

„Schamlos“ nennt die Kreuz-Ztg. diejenigen sozialdemokratischen Blätter, welche die Grundstein-Legung zum Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin als ein dynastisch-militärisches Fest bezeichnen haben. Nun, auch leitende Zentralsblätter und freisinnige Organe haben dem feste wahrheitsgemäß dieselbe Beurteilung angedeihen lassen. Aber auch ohne dies würde, trotz der Schimpferei des Junker-Blattes, für alle vernünftigen Leute die Kritik unserer Presse Wahrheit bleiben.

Der fromme Droschkentischer. Ein Droschkentischer einer rheinischen Stadt war entgegen der örtlichen Polizeivorchrift zu spät mit seinem Gefährt am Halteplatze erschienen. Wegen das ihm zugeordnete Strafmandat erhob

hier zurecht zu finden? Da würde mich unendlich freuen, wenn wir unsere hübschen Plaudereien mit trüben wieder aufnehmen könnten.

Als Rene sagte, daß er ihn stets gern sehen und ihm als Looste dienen würde, erwiderte Henri:

„Ist das auch wahr? Sie haben Ihre Freunde aus der Schweiz nicht vergessen? Dann müssen Sie auch meine Schwefel-Minette besuchen, die sich auf der Durchreise hier mit ihrem Gatten aufhält.“

Rene erwiderte: „Einige Augenblicke lang blieb er stumm. Dann stammelte er mit erlusterter Stimme: „Nein, mein entschuldigtes Sie mich, ich kam nicht.“

Die elektrische Glocke, welche in diesem Moment die Zuschauer auf ihre Plätze rief, erwiderte ihm die Bein, noch mehr zu sagen. Henri, der neugierig geworden war und ihn wiedersehen wollte, bestimmte eine Zusammenkunft zum Schluß des Theaters in einem nahen Café.

Ihre letzten Worte sind mir während des ganzen letzten Aktes in Kopfe herumgegangen, sagte er, sobald sie sich in einer Ue in der sie frei plaudern konnten, niedergelassen hatten. Verzeihen Sie mir, wenn ich indiskret bin. Aber ich möchte wissen, daß irgend ein Mißverständnis vorliegt. Hat! Sind Sie etwa böse, weil Sie keine Anzeige von der Vermählung meiner Schwefel erhalten haben? Das ist jedoch nicht unser Schuld. Wir wüßten Ihre Adresse nicht.“

Rene, das ist es nicht, sagte Rene mit bitterem Lächeln. Aber lassen wir dies Thema fallen, wollen Sie?

Nein, nein, ich will die Gründe Ihrer Weigerung, die mir peinlich ist, ans Licht ziehen. Vielleicht eine alte Anekdote gegen meinen Vater und Schwager vor? Ich glaube mich zu erinnern, daß er Ihnen nicht gerade gefiel. Aber auch nicht! Ich schäme mich nicht für ihn, wie Sie wissen. Nun, wir werden es schon so einrichten, daß wir ihn nicht sehen. Die Sache ist sehr leicht. . . Am nächsten Sonntag gehen wir zum Concert im Chatelet, Loge 22. Wir werden allein sein. Annette und ich. Wenn mein Herr Schwager auch ein junger Ehemann ist, so geht er doch häufiger allein als mit seiner Frau aus.“

Schon? sagte Rene mechanisch. Er fühlte wohl, daß dies Bekennnisproposition, die Unterhaltung auf dem brennenden Boden ziehen ließ, den er fliehen wollte. Um so schämlicher! (Fortsetzung folgt.)

471

Im Exil.

Roman von Georges Renard.

Autorsfreie Uebersetzung von Marie Kauerl.

(Nachdruck verboten.)

Mit seinem Kameraden streifte Rene hin und wieder durch die sogenannten Winterernten, von denen es auf den Hängen des Montmartre vorkam. Aber er kam gebrochen, abgepaant von der Arbeit dorthin. In dem Caualon der Zigaretten und dem Värm der Stimmen blieb er in sich gefeßt. Er erschien den anderen, als ob er ihre Treiben mit Bewußtlosigkeit betrachte, da er traurig war, oder als ob er unbedeutend wäre, da er sich schweigend verhielt.

Er mochte sich noch so große Mühe geben, er begriff nicht, welche Inspiration ein Schriftsteller darin finden konnte, wenn er solches Bier trank und sich in der Gesellschaft von gekümmerten, aufgekommenern Mädchen befand, die aus vollem Halse schrien, sich Beschimpfungen und Joten gefallen lassen mußten. Er that sich gewiß nichts darauf zu gute, tugendhafter als die anderen zu sein; seit langem hatte er die Schwächen seiner Linkhand verloren. Zwei oder dreimal verurteilte er es, sich zu amüfieren wie die Jungen, welche ihm umgaben. Aber die behaglichen Liebeslungen hinterließen in seinem Herzen für lange Zeit einen unauflöflichen Efel. Mit dem förtlichen Gedächtnis der wahren Liebe aus den Klappen kam er sich vor wie ein Mann, der, nachdem er von den unersichtlichen Weinen gefeßt, den gemeinen Aufschrei verabscheut. Die erkaute Liebe erliefen ihm wie ein Akt niedriger Hobeit, der die Menschen noch unter die Tiere herabzieht. Die bei ihrer flüchtigen Paarung doch wenigstens die Schmach des Schänders nicht kennen. Er behielt die Gefühle, die ihn in den Augen anderer zu einem Kraken geklemmt hätten, für sich; aber die Schamgefühle der „loren Mente“ oder des „weisen Pantingens“ irren sich nicht in ihm. Sie betrachten dieselben Schwefelgamen, dieser Spielverderber mit Mißtrauen und ließen sich dabei von einer inkonfidenten Anekdote leiten, die ein Weib von anderer Art einflößt.

„Nun, vereiniamt! Fast überall ein Fremdling! Rene wunderte und bestimmte sich darüber, daß es in Paris ebenso, wenn nicht noch mehr war wie in der Schweiz. Er litt umso mehr darunter, weil es ihm unnatürlich schien. Er sagte sich an, daß es ihm an Anpassungsvermögen fehle. Er wart sich vor,

daß er so empfindlich ist. Durch welchen Fehler seines geistigen Organismus war er denn eigentlich unfähig, in diesem menschlichen Ammenhaufen Freunde zu finden, die seine Neigungen und Ideen teilten? Er mochte sich noch so eifrig in der Welt umhören und Wahrung für sein Jürrlichkeitsbedürfnis suchen. Stets foherte er mit dem wenigsten Gefühl nach Hause zurück, in einer Einöde unter all den Menschen verloren zu sein. Zuweilen offenbarte ein trauriges Wort das ihm einschüchterte, seiner Mutter die Leere seiner Erlebens, die dennoch an Arbeit so reich war.

Du mußt heiraten, sagte Frau Meslang dann. Sie drängt ihn sich zu entzöben. Sie erzählt ihm beharrlich von der Klouine Marceline. Aber er fand zehn fischhaltige Gründe und zwanzig Vorwände, um Aufschub zu gewinnen.

War er nicht wie der Vogel auf dem Zweige? Verlaß er eine Stellung, die es ihm gestattete, sich um die Hand eines reichen, jungen Mädchens zu bemühen? Er wollte sich nicht zum zweitenmale der Demütigung einer Ablehnung aussetzen. Und dann, selbst wenn er gut aufgenommen würde, so fürchtete er doch sehr, seine Harmonie der Seelen dort nicht zu finden. Die für ihn die erste, die wesentliche Bedingung der Ehe war. Er legte den Namen, der in diesem Jahre sehr laut war und viel Schmei und Schmutz brachte, weil er für zwei lange Monate den Deutschen, Empfangsstagen und Familienbindern ein Ende machte und Paris in eine Aste verwandelte, die Duffen, Schmutzen und mancherlei andere Krankheiten verbreitete.

Einis Wlends in Februar ging er während des Zwischenactes im Foyer des Theaters auf und nieder, als er einem jungen Manne begegnete, der stehen blieb, einen Fremdenruf ausstieß und die Hand entgegenstreckte mit den Worten:

Wie freue ich mich, Sie zu treffen, mein lieber Vater! Rene schloß, wie kein Herz bestig zu schlagen begann. Er hatte Henri wieder erkannt. Durch Vermohte er nur durch einen herzlichen Handdruck zu antworten. Dann wollte er wissen, wie Henri hierher kam. Nichts war einfacher als das. Der junge Student, der jetzt ein hochbegabter schöner Jüngling von zwanzig Jahren war, hatte seiner Mutter die Erbindein abgerufen, einige Semester in Paris auf den Banken der Reichstänle auszubringen. Er war erst vor wenigen Tagen angekommen, hatte sich im lateinischen Viertel ein Stübchen gemietet und war gelendet und entzönd von der Weltblut.

Sind Sie es doch, sagte er fröhlich, der mich Paris aus der Ferne leben lieht. Aber wollen Sie mir nicht helfen, mich nun

